

*Aus dem sechs Wochen nach der Papstwahl erschienenen Buch „Neuer Papst – Hoffnung für wen?“ (Edition Steinbauer, Wien 2005, € 19.50) von Hubert Feichtlbauer (Auszüge aus „Kapitel 10. Einheit, damit die Welt glaubt“):*

## **Größter Stolperstein ist der Papst**

Immer deutlicher wird im internationalen ökumenischen Dialog, dass die Theologen aller Lager einander in wichtigen Streitfragen längst sehr nahe gekommen sind. Eine Übereinstimmung in allen wesentlichen Fragen, die zum Glaubensgut der Universalen (also konfessionsübergreifenden) Kirche gehören, ist längst nicht mehr undenkbar. Und längst klar geworden ist, dass der größte Stolperstein auf dem Weg zu der von allen Seiten angestrebten „Einheit in versöhnter Vielfalt“ das heutige Amtsverständnis des Papstes ist. Btv ich es? hat schon Paul VI. gefragt. Johannes Paul II. hat die Frage wiederholt und in seinem Rundschreiben „Ut unum sint“ 1995 zu einem „geduldigen, brüderlichen Dialog“ über die Ausübung des Petrusamtes eingeladen. Ein solcher kam nur schleppend in Gang, doch gab es in jüngster Zeit mehrere Bemühungen in diese Richtung. In Innsbruck etwa fand im März 2000 ein hochkarätig besetztes Symposium der Katholisch-Theologischen Fakultäten der Universitäten Innsbruck und Graz zum Thema „Papstamt – Hoffnung, Chance, Ärgernis“ statt. Unter welchen Voraussetzungen könnte ein Papstamt für alle christlichen Kirchen annehmbar werden? Der evangelisch-lutherische Theologe *Gunther Wenz* von München sprach von einer „Rückbindung“ und „Einbindung“ des Papstes in das Glaubensverständnis der gesamten Christenheit. Testfall wäre ein unter dem Anspruch der Unfehlbarkeit verkündetes Dogma: Würde der Papst dazu vorher alle christlichen Kirchen in die Entscheidung einbeziehen? Lieber wäre ihm freilich, gab er offen und unter Zustimmung auch von katholischer Seite zu, „dass kein Papst mehr von dieser Macht Gebrauch macht.“

Der Tübinger evangelische Theologe *Eberhard Jüngel* berichtete jüngst (im Januar-Heft 2004 der Zeitschrift „Zeitzeichen“) über eine Begegnung mit Kardinal *Ratzinger* in Rom, die ihn „sehr bewegt“ habe. Nicht geeinigt habe man sich über die Amtsautorität, die Ratzinger an einer Person festgemacht habe, während er die evangelische Position vertreten habe: Nachfolger des Apostels sei nicht der Bischof, sondern der Kanon der heiligen Schriften. Wo schriftgemäß gelehrt und gelebt wird, dort herrsche apostolische Sukzession. Die Katholiken müssten sich fragen lassen, ob nicht die ganze Handauflegungslehre „ein Konstrukt“ sei, „bar historischer Gewissheit.“ Als unlogisch wird von protestantischen Theologen auch empfunden, dass der Priester in der Eucharistiefeier voll und ganz Christus repräsentiere – wie der Bischof auch. Wie aber kann dann der Bischof einen höheren Rang haben? Hat er eine umfassendere Weihekompetenz als der Priester, der aber Christus repräsentiert? Oder lässt sich seine übergeordnete Bischofskompetenz vielleicht doch nur ordnungspolitisch und nicht sakramental erklären? Das käme dem evangelischen Verständnis schon erheblich näher. Der Tübinger *Jüngel* deutete an, dass von evangelischer Seite ein modernes sakramentales („nicht magisches“) Amtsverständnis vorstellbar werden könnte, denn es zu einer Anerkennung der evangelischen Ämter vom katholischen und orthodoxen sakramentalen Verständnis des Priesteramtes her käme.

Theologen-speak. Aber auch der ungeschulte Laie spitzt da die Ohren: Klingt doch alles irgendwie nicht ganz aussichtslos, oder? Aber die weitere ökumenische Anstrengung müsste in beide Richtungen gehen: zu den Reformationskirchen zunächst im theologischen Bereich, zu den Orthodoxen vor allem ganz praktisch. Denn auch Johannes Paul II. hat in seinem Buch „Die Schwelle der Hoffnung überschreiten“ geschrieben, dass bei aller größeren Nähe zur Orthodoxie „die psychologischen und geschichtlichen Schwierigkeiten in

den orthodoxen Kirchen zuweilen größer sind als in einigen aus der Reformation hervorgegangenen Gemeinschaften“ (S. 175). In der Praxis hat die Ernennung von Bischöfen in der griechisch-unierten Kirche in der Westukraine durch den Papst viel böses Blut gemacht. Andererseits liegt der ukrainisch-orthodoxe Patriarch von Kiew mit dem russisch-orthodoxen Patriarchen von Moskau im Clinch, weil Moskau nach Ansicht von Kiew zuwenig Autonomie gewährt, und eigentlich will man ohnehin die totale Unabhängigkeit. Sollte die Orthodoxie in der Ukraine, die derzeit dreigespalten ist, völlig autokephal werden, wäre der ungeliebte Vorherrschaftsanspruch Moskaus gebrochen. In Griechenland wieder flogen im Februar 2005 üble Korruptionsfälle in der höheren griechisch-orthodoxen Hierarchie auf, in den Medien flankiert von einander bekriegenden Geistlichen, was die Öffentlichkeit angeekelt verfolgte. Es ging um Veruntreuung von Kirchengeldern, Rauschgifthandel, Ikonengeschäfte und Homosexualität und war für die orthodoxe Kirche Griechenlands ähnlich peinlich wie der Pädophilieskandal in der katholischen Kirche der USA: nämlich sehr.

Für eine sofortige ökumenische Initiative in Richtung Orthodoxie mag der Augenblick nicht gerade besonders günstig sein. Oder vielleicht doch, wie besonders die ersten Reaktionen der russisch-orthodoxen Kirche zeigten. Man hatte sehr gute Voraussetzungen für eine behutsame Vertiefung des katholisch-orthodoxen Dialogs dem Wiener Erzbischof *Christoph Schönborn* zugetraut, hieß es, wenn Experten die papabili Revue passieren ließen: theologisch versiert, diplomatisch geschult, weltmännisch im Auftreten, gewinnend im Wesen. Ganz gewiss kann man das alles von Benedikt XVI. auch mit großer Sicherheit sagen. Es ist auch sehr aufgefallen, dass er schon in seiner ersten Predigt gute 15 Stunden nach seiner Wahl beteuerte, das Bemühen um das „Grundanliegen der Ökumene“, also die Einheit der christlichen Kirchen, werde zu seinen Hauptanliegen gehören. In einem Gruß an Führungspersonlichkeiten anderer

christlicher Kirchen beteuerte er: „Die Kirche wünscht einen offenen und ehrlichen Dialog für das Wohl des Menschen.“ Jeder Christ werde eines Tages Rechenschaft darüber ablegen müssen, was er „für die Wiederherstellung der vollen und sichtbaren Einheit“ geleistet habe.

Worte, über die sich alle Christen freuen durften. Voreiligen Optimismus freilich sollte man zügeln. Der neue Papst ist als überlegter Formulierer bekannt. Wenn der von der katholischen Kirche einfach als „der Kirche“ spricht und nach einem „offenen“ Dialog die „volle“ Wiederherstellung der Einheit erwartet, wird man natürlich schon an frühere Positionen des päpstlichen Lehramtes erinnert und könnte diese Formulierungen auch ungefähr so lesen: Wir wollen euch offen sagen, dass die volle und sichtbare Einheit nur dann gegeben ist, wenn die anderen Kirchen und Halbkirchen („kirchlichen Gemeinschaften“) wieder zur Papstkirche zurückkehren, denn nur sie ist in ihrer Grundstruktur vollwertige Kirche! In letzter Zeit war allgemein davon gesprochen worden, dass die „Rückkehr-Ökumene“ überwunden sei und eine künftige Christeneinheit im Bekenntnis zum gemeinsamen Glauben unter Wahrung aller Besonderheiten im Leben der einzelnen Kirchen, die sich im Lauf der Jahrhunderte entwickelt haben, bestehen würde. Wie gesagt, das ist eine Interpretation. Mit primitiven Argumenten wird Benedikt XVI. den anderen sicher nicht kommen. Aber dass ausgerechnet dieser Papst sich mit einer sehr lockeren Christen-Union zufrieden geben sollte, ist eher unwahrscheinlich. Der ökumenische Dialog wird von diesem Papst sehr konkret und theologisch präzise geführt werden. Das verheißt keine raschen Lösungen und schließt auch zeitweilige Rückschläge nicht aus. Wenn dann aber trotzdem ein gemeinsam erzielttes Ergebnis herauskäme, wäre ein solches zweifellos haltbarer als jede lauwarne Kompromissformel (.....)

## **Ehe- und Priesterprobleme: Andere Modelle**

Maria wird – entgegen einer verbreiteten Annahme – kein Stolperstein der Ökumene sein. In der orthodoxen Kirche wird ihr Andenken seit Anbeginn hoch gehalten, die evangelischen Kirchen sind der Anerkennung einer Vorbildfunktion Marias durchaus nicht abgeneigt, wenn diese ohne dogmatische Penetranz und ohne frömmelnde Süßlichkeit verkündet wird. In der Behandlung brüchig gewordener Ehen kann die katholische Kirche nach Überzeugung vieler von den Orthodoxen lernen. Dort sind, „ohne den Grundsatz der Unauflöslichkeit der christlichen Ehe in Frage zu stellen,“ nach dem Grundsatz der „Oikonomia“ Lösungen für wieder Verheiratete gefunden worden, die von den ökumenischen Konzilien von Florenz im 15. und Trient im 16. Jahrhundert nicht verworfen wurden, stellte die österreichische Arbeitsgemeinschaft der Professorinnen und Professoren für Kirchengeschichte auf ihrer Jahrestagung 2001 in St. Pölten in einer Erklärung fest. Zweitehen nach dem Zerfall der ersten Bindung werden nach orthodoxem Ritus nicht noch einmal sakramental begründet, aber gesegnet und schließen eine fortdauernde Kirchenmitgliedschaft nicht aus. Die Kirchenhistoriker Österreichs empfahlen ihrer Kirche, so wie es im Übrigen schon die Weltbischofssynode 1980 getan hatte, diese auf einer langen Tradition fußende orthodoxe Praxis „ernsthaft zu prüfen“.

Es wäre sehr wünschenswert, wenn dem neuen Papst bewusst würde, dass die im letzten Pontifikat geförderte Ermunterung bedrängter Eheleute, die Gültigkeit ihrer Ehe überprüfen zu lassen, in vielen Fällen keine menschenwürdige Lösung von Eheproblemen darstellt. Man stelle sich vor: Zwei Menschen, die Jahre oder vielleicht Jahrzehnte in der Gewissheit zusammen gelebt haben, eine sakramentale Ehe zu führen, finden in einer Krise keinen anderen Ausweg als zu erklären: Wir haben damals gar keine ernste Absicht gehabt zu heiraten! Oder: Mich hat meine Tante zum Heiraten gezwungen! Oder: Einem von uns hat der

Wille zum Kind gefehlt! Das ist immer peinlich und kann oftmals eine Umdeutung im Nachhinein oder eine glatte Lüge sein! Da aber die Empfehlung, Ehen annullieren zu lassen, der guten Absicht entspringt, Eheleuten in Not einen Weg zu weisen, sollte diese Absicht auch eine Brücke zur orthodoxen Praxis finden. Diese ist weitaus weniger demütigend und würde von vielen Betroffenen gern an Stelle der heute üblichen Vorgangsweise (bei einem Pfarrer im Nachbarort zu Kommunion zu gehen) akzeptiert.

Nicht mehr großer Erwähnung wert ist die Frage der Empfängnisregelung. In Europa und Nordamerika haben die allermeisten katholische Paare, ob konservativ oder eher liberal oder „fortschrittlich“ orientiert, das Problem auf ziemlich die gleiche Art gelöst: Sie regeln nach ihrem eigenen Gewissen, „natürlich“ und „unnatürlich“, mit Zustimmung ihrer Seelsorger und ohne schlechtes Gewissen. Das schlechte Gewissen muss in diesem Fall wirklich nur die Verantwortlichen dafür befallen, dass einfache Frauen in Ländern der so genannten Dritten Welt sich noch immer damit belastet fühlen und dass die Kirche durch das verbissen verteidigte Kondomverbot am Tod von Millionen HIV-verseuchten Menschen mitschuldig wird. Dass hier ein weder biblisch noch dogmatisch hieb- und stichfestes Kirchenverbot höher als Elend, Not und Tod bewertet wird, stellt nach Ansicht auch gemäßiger Kritiker einen unentschuldbaren Verstoß gegen das Gebot der Barmherzigkeit dar. Keine der anderen christlichen Kirchen ist in diesem Fall so starr wie die katholische.

Bleibt die Frage des Zölibats, die vom neuen Papst mutig aufgegriffen werden sollte. Auch da sollte man sich die Erfahrungen in anderen christlichen Kirchen unvoreingenommen ansehen. Es hat sich herausgestellt, dass das beim Zweiten Vatikanischen Konzil vom Krakauer Kardinal *Karol Wojtyla* Papst Paul VI. eingeredete Vorgehen, dieses Thema (und die Familienplanung) dem Konzil zu entziehen, keine glücklichen Auswirkungen hatte. Der Pflichtzölibat für

Weltpriester, das wissen heute alle, wird auch von der heutigen Kirchenleitung nicht Jesus Christus zugeschrieben, sondern ist ein Kirchengebot aus dem 12. Jahrhundert, als nach längerem Hin und Her das Zweite Laterankonzil 1139 alle bestehenden Priesterehen für ungültig erklärte und künftige allen Priester verbot, „damit sich die Gott wohlgefällige Reinheit unter den kirchlichen Personen und Weihegraden ausbreite.“ Die Begründung ist klar: Wenn man die Frau als unreines, minderwertiges, nicht nach Gottes Bild geschaffenes Geschöpf (*Thomas von Aquin* u.a.) ansieht und sie als „Einfallspforte des Teufels“ (*Tertullian, Augustinus*) betrachtet, kann man keine Priester Jesus Christus auf den Altar herabrufen lassen, die gerade vom Ehebett aufgestanden sind und dorthin zurückkehren werden.

Diese Logik ist zwingend und nicht weiter aufregend, weil alle Menschen Kinder ihrer Zeit sind und auch in den klügsten Köpfen damals die unglaublichsten Vorurteile ihren Spuk trieben. Unerfreulich ist, wenn solche irri- gen Annahmen heute von niemandem mehr in der Kirche geteilt werden, aber zur Aufrechterhaltung der Schlussfolgerungen neue Prämissen gefunden werden müssen. Heute ist im Priesterdekret des jüngsten Konzils vom Zölibat als Voraussetzung für „ungeteilte Hingabe“ die Rede. Aber auch Priester sind Menschen, sehen sich täglich hundert Versuchungen ausgesetzt, träumen auch von anderer Hingabe, wenden viel Energie für die Abwehr aller dieser Versuchungen auf oder erliegen ihnen, vergreifen sich an Unmündigen oder gehen Beziehungen mit Frauen ein, die im Untergrund ein gedemütigtes Leben führen müssen.

Wenn man so argumentiert, kränkt man leider und zu Unrecht Tausende Priester, die das Gebot halten, treu ihre Pflicht erfüllen und schon an der Unterstellung leiden, dass dies heute gar nicht mehr möglich oder doch nicht zumutbar sei. Andererseits gibt es genug Reformgruppen und

Interessenvertretungen auch von Priestern, die eine Freigabe des Zölibats auch für Diözesanpriester fordern. Erst im Jänner 2005, als Johannes Paul II. noch am Leben war, erreichte den Vatikan eine Eingabe des Nationalen Priesterrates von Australien mit der Bitte, das Eheverbot für Priester aufzuheben. Begründet wurde sie damit, dass „der Zugang der Katholiken zu den Sakramenten auch in Zukunft sichergestellt“ werden müsse. Der Erzbischof von Sydney, Kardinal *George Pell*, gehört wie rund die Hälfte der 1650 katholischen Geistlichen (Priester und Bischöfe) des Landes dieser Vereinigung an, meinte jedoch diplomatisch, er stimme „mit vielen, aber nicht allen“ Punkten der Eingabe überein.

Anderswo wieder wie etwa in weiten Teilen Afrikas leiden Priester unter der soziokulturell bedingten Annahme, dass Fruchtbarkeit zu den Ausweisen echten Mannestums zählt und ehe- und kinderlose Männer nur halbe Menschen sind. Manche afrikanischen Priester befriedigen ihren Trieb mit geistlichen Schwestern, gegebenenfalls auch gegen deren Willen, wie ein vor einigen Jahren aufgedeckter Skandal zeigte. Die Priester wurden auf Exerzitionen geschickt, die Schwestern hilflos und mittellos aus ihrem Orden verstoßen. Der Vatikan hat die Beschwerdeprotokolle schubladisiert. In Schreibtischladen sind schon viele Skandale gestorben – ihre Ursachen freilich nicht. In den reformierten Kirchen gibt es kein verpflichtendes Zölibatsgebot, bei den Orthodoxen sind verheiratete Priester zugelassen, verheiratete Bischöfe nicht. Diese Regel mag man auch als unlogisch empfinden, aber die damit verbundene Erinnerung an Verhältnisse im ersten Jahrtausend ist immer heilsam: Was heute katholisch ist, war nicht alles christlich von Anfang an (.....)

*(Ende der Auszüge)*